



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

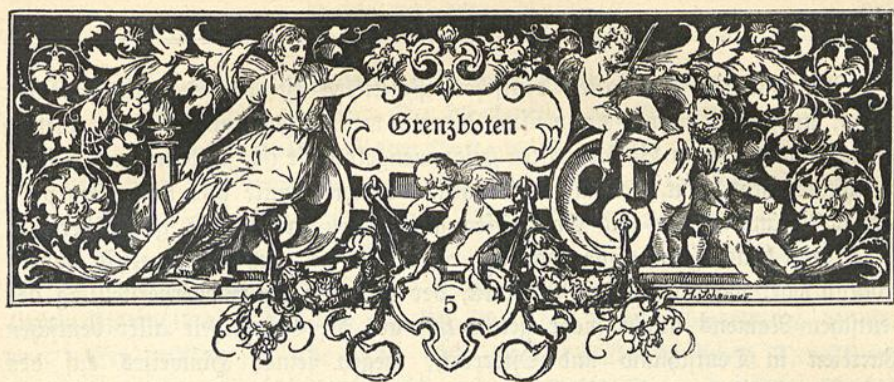
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deutschösterreichische Parteien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Deutschösterreichische Parteien

**S** lohnte nicht der Mühe, Geschichte zu studieren, wenn sie uns nicht die Vergangenheit begreiflich machte und uns Anleitung dazu gäbe, was wir in der Gegenwart zu tun und zu lassen haben. Für den Politiker ist das geschichtliche Ergebnis der Vergangenheit die Voraussetzung zum richtigen Verständnis seiner Zeit und zur Beurteilung der Möglichkeiten der Zukunft. Seitdem durch Verfassung und Gesetzgebung nahezu jeder Staatsangehörige zum Wählen genötigt ist und außerdem auch womöglich jeden Tag die Zeitung liest, ist sein „Beruf“ zum Politiker vollkommen dargetan, und ihm erwächst die Pflicht, sich dafür vorzubereiten. Er täte dabei gut, sich recht lebhaft um die Geschichte seines Volks, namentlich die neuere, wozu auch Verfassung und moderne Staatseinrichtung gehören, zu bekümmern. Wenn man sich ein selbstständiges Urteil bilden will, so genügt es nicht, seine tägliche Parteizeitung zu lesen, zeitweilig eine politische Versammlung zu besuchen, in der doch bloß gesagt wird, was man gern hören will, und in einem engern Kreis von Gesinnungsgenossen zu kennegeiern. Das Ergebnis davon ist ja gewöhnlich doch nur, daß sich der „politische“ Bürger in der Regel über den Gang der Ereignisse wundert, die meist ganz anders ausfallen, als es in der Zeitung vorausgesagt wurde und auf der Bierbank als vollkommen richtig bekräftigt worden war; und der Zweifel, ob wirklich die Regierung daran allemal schuld gewesen sei, taucht wohl auf, man kommt aber nie zur Klarheit darüber. Wenn der demokratisch-liberalen Richtung, in der das deutsche Bürgertum seit einem halben Jahrhundert schwimmt, für die Förderung ihrer Interessen an der Verbreitung der Kenntnis der Verfassung und der neuern Staatsgeschichte etwas gelegen wäre, so hätte sie längst in allen Staaten den Unterricht in der Verfassungs- und der Staatskunde durchgesetzt. Sie sieht aber ihre Zwecke bei der heutigen Unklarheit besser gefördert; um so mehr sollte sich gerade der deutsche Wähler, der doch einsehen muß, daß trotz all den Rechten, Freiheiten und Fortschritten, die die neue Zeit gebracht hat, seine politische Zufriedenheit nicht gewachsen ist, selber darum kümmern, woran das liegt, und dabei kann ihm nur die Vertiefung in die Geschichte seines Landes, namentlich in die neuere, helfen. Er wird dann selbst finden, daß der Fehler ganz wo anders liegt, als da, wo ihn bisher gelehrt wurde, ihn zu suchen.

Am übelsten von allen deutschen Politikern ist der Deutschösterreicher daran, und nicht einmal am meisten darum, weil er geographisch und politisch mit allerhand andern Völkerschaften zusammengekoppelt ist, sondern weil er seine Geschichte nicht kennt, darum nichts daraus lernen konnte und nun allen politischen Veränderungen und Ereignissen meist rat- und hilflos gegenübersteht. Man kann heute schon offener darüber reden, als es noch vor zwanzig Jahren möglich war, wo sogar Fürst Bismarck, der doch für die Wiederherstellung des deutschen Namens allein mehr getan hat als die Gesamtheit aller deutschen Parteien in Deutschland und Österreich, wegen seines Hinweises auf den Zusammenbruch der „Herbstzeitlosen“ der Schädigung deutscher Interessen beschuldigt wurde. Die Geschichte der unverbesserlichen Fehler, durch die die „Herbstzeitlosen“ die Gunst des Geschicks dreimal verscherzten und endlich das Fortbestehen der unter den gegebenen Verhältnissen einzig möglichen deutsch-österreichischen Parteiregierung moralisch unmöglich machten, ist eigentlich noch nie geschrieben worden; im Gegenteil scheint es, daß vielen Leuten daran gelegen gewesen ist, über die Zeit, in der sie österreichische Geschichte gemacht haben, einen dunkeln Schleier zu ziehen. Damit ist den Deutschösterreichern die wichtigste Kunde von dem verhängnisvollsten Abschnitt ihrer Geschichte vorenthalten worden, über den eigentlichen Grund des Zusammensturzes des deutschliberalen Regiments wissen sie nichts, alles wird auf die „Ara Taaffe“ geschoben, aber es wird niemals ernsthaft darüber nachgedacht, daß und warum sie kommen mußte. Der politische Instinkt der Mehrheit der Deutschösterreicher hatte wohl schon längst eine Ahnung von dem selbstverderberischen Treiben der einstigen Deutschliberalen und hatte sich in immer rascherer Steigerung von der mit Mißtrauen betrachteten Partei abgewandt, aber da man ihre Grundfehler nicht erkannte und heute, wo man politisch etwas reifer geworden ist, von keiner Seite über sie aufgeklärt wird, ist das Resultat nur eine ungeheure Parteizersplitterung. Jede Gruppe meint auf dem richtigen Wege zu sein, und weil sich keine mit Sicherheit darüber unterrichtet hat, wo seinerzeit der Irrweg eingeschlagen worden war, tappern alle im Sumpfe des Fraktionswesens herum, wo nur die politische Phrase gedeiht, die Entschlußfähigkeit zum politischen Handeln aber erstickt. An eine Zusammenfassung der deutschen Parteien, an eine wirklich deutsche „Gemeinbürgerschaft“ kann unter solchen Umständen gar nicht gedacht werden, einerlei ob Obmännerkonferenzen der deutschen Parteien bestehen oder nicht, denn jede Partei hält ihren Irrpfad für den richtigen, und alle kränken noch an dem Fehler der frühern großen deutschliberalen Partei, das Parteiprogramm über das Volkstum zu setzen oder wenigstens beide ständig miteinander zu verwechseln.

Der nationalpolitische Umwandlungsprozeß, der unter den Deutschösterreichern gegen Ende der siebziger Jahre begonnen hat, ist heute noch nicht zu Ende, und darum sind die Parteien auch noch nicht einmal im klaren über ihr Verhältnis zum Staate. Die neuern deutschen Parteien sind sämtlich aus der Auflehnung gegen die liberale Parteiherrschaft hervorgegangen, der sie den politischen Niedergang und auch wirtschaftliche Nachteile des Deutschtums in Österreich zuschreiben. Was von den deutschen Parteien nicht mehr

zentralistisch gefinnt ist, schwimmt noch steuerlos in den Bogen der veränderlichen Tagesmeinungen umher. Die Presse ist meist liberal im alten Sinne geblieben, und infolge der täglichen Anregungen von da aus, und weil man in Unkenntnis der Grundfehler des Deutschliberalismus geblieben ist, haben die neuen Parteien eine ganze Reihe „Grundsätze“ von jenem mit in ihre Programme übernommen, die sich schon damals als politisch unbrauchbar erwiesen haben und auch die jetzigen Parteien fortwährend in derselben politischen Unfruchtbarkeit erhalten, mit der schon der Deutschliberalismus behaftet war. Sie brüsten sich alle mehr oder minder laut mit ihrem Deutschtum, aber wenn es darauf ankommt, deutsch zu sein, stoßen sie den deutschen Bruder, der anders denkt als sie, erbittert von sich, höchstens in der äußersten Defensive, wenn es sich wirklich um die deutsche Haut handelt, halten sie zusammen, in jedem andern Falle streben sie auseinander, stellen allezeit ihr Programm über ihr Volkstum und gleichen darum in ihrem politischen Verhalten wie in ihren negativen Erfolgen genau der alten liberalen Partei, die ihrem Programm die Herrschaft der Deutschen in Österreich opferte. Sie hatte allerdings die Täuschung für sich, daß sie glaubte, man könne ohne ihr Programm in Österreich nicht regieren und müsse sie bald zurückrufen. Seitdem ist aber ein Vierteljahrhundert dahingegangen, die Täuschung ist geschwunden, und die deutschen Parteien können gar nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß sie mit der Versteifung auf ihre Programme und der Sucht, andern deutschen Parteien ein paar Mandate abzujagen, für ihr Volk nichts erreichen, daß Erfolge nur möglich sind, wenn man die unpraktische Betonung der Parteiuschiede unterläßt und allein auf das Zusammenhalten aller Deutschen — ohne Unterschied — das Hauptgewicht legt. Das Volk, das einen viel sicherern Instinkt hat als die gebildeten Klassen, fühlt dies und begehrt auch einen wirklichen Zusammenschluß aller Deutschen in Österreich, aber bei der Intelligenz wird dieses gesunde Gefühl durch die Doktrin unterdrückt. Dazu gesellt sich noch, wenn sie nicht vielleicht gar ausschlaggebend ist, die Eitelkeit der Führer. Schon Cäsar wollte lieber in Corfinium der erste als in Rom der zweite sein, und die Parteicäsa ren kommen sich bedeutender vor an der Spitze einer parlamentarisch vollständig einflußlosen Gruppe, als als einfache Mitglieder einer großen einflußreichen Partei. Freilich macht es schon jetzt den Parteiführern, mehr noch den durchschnittlichen Mitgliedern Mühe, den Wählern, die die Einheit der Deutschen wünschen, einzureden, daß das nur die Schuld — der andern sei.

Es gibt gute Kenner Österreichs, die überhaupt der Meinung sind, die ganze Reihe erbitterter nationaler Kämpfe, deren Schauplatz das Land seit Jahren ist, sei gar nicht die Hauptsache, sondern nichts weiter als ein von geschickten Händen im geheimen geleitetes politisches Puppenspiel zu dem Zweck, dahinter den im stillen geführten erbitterten Kampf zwischen dem Feudaladel und dem Geldadel um die Herrschaft im Staate zu verbergen. Daß der Feudaladel einen ausschlaggebenden Einfluß in allen politischen Fragen ausübt und ihn nicht etwa bloß auf die innere Politik beschränkt, ist hinreichend bekannt, ebenso daß es immer eine geheime „Nebenregierung“ der Finanzwelt

gegeben hat. Man hätte demnach mit einer Lage zu rechnen, ähnlich wie in Frankreich, wo unter dem Banner der „Freiheit der Republik“ die Größen der Börse mit allen demokratischen Gruppen bis zur Sozialdemokratie hinab Hand in Hand vorgehen gegen alle, die noch alte französische Traditionen bewahren, auch wenn sie selbst längst ehrliche Republikaner geworden sind. Unzweifelhaft sind es dieselben Wiener und Pester Blätter, die im französischen wie im österreichischen Parteienstreit den Vorkampf führen. Besteht dieser Kampf wirklich, dann wird es begreiflich, daß in Österreich der nationale Streit nicht zur Ruhe kommen kann, weil mächtige Einflüsse dahin wirken, daß er weiter am Leben erhalten bleibe. Würden sich heute Deutsche und Tschechen verständigen, so hätte in der Tat morgen weder der Feudaladel noch der Finanzadel mehr einen ausschlaggebenden Einfluß, wohl aber das Bürgertum der beiden stärksten Nationen. Daß die „papierdünne Wand,“ die nach dem Zeugnis des Tschechenführers Dr. Kaizl vor wenig Jahren die beiden nach Verständigung strebenden Völker noch trennte, nicht gefallen ist und nicht fallen konnte, sondern inzwischen zu einer undurchdringlichen Mauer verstärkt wurde, läßt sich ebensowenig bestreiten, wie sich verkennen läßt, wem besonders daran liegen mußte, daß der Streit ewig währe. Liegen die Dinge wirklich so, dann fällt ein helles Licht auf das Verhalten eines großen Teils der österreichischen Blätter. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob jene genauen Kenner Österreichs mit ihrer Auffassung der nationalen Kämpfe Recht haben oder nicht, jedenfalls liegen aber in der Angelegenheit der ältesten Spaltung der Deutschösterreicher in zwei noch immer getrennte Lager die Verhältnisse sehr ähnlich.

Die deutschklerikale Partei in Österreich hat jahrzehntelang eine Politik getrieben, die dem deutschen Interesse nicht entsprach. Man vermag ihre Haltung zu erklären, aber man kann sie nicht entschuldigen. Der deutsche Liberalismus hat die Klerikalen allerdings, so lange er an der Herrschaft war, rauh von sich gestoßen. Es gehört unzweifelhaft zu den besten Errungenschaften der Deutschen in Österreich, daß sich ihre Mehrheit zu Anfang der sechziger Jahre an die Spitze der neuen Bewegung stellte. Das Deutschtum ist der natürliche Kulturträger in Österreich und mußte die Bewegung in die Hand nehmen. Ob es dabei nötig war, eine Spaltung im deutschen Volke hervorzurufen, muß aber bezweifelt werden, jedenfalls war es möglich, auch die nationalen Interessen zu wahren. Das ist versäumt worden, denn man sah im Antiklerikalismus den alleinigen Prüfstein des Deutschtums und handelte danach. Auch dafür gibt es eine Erklärung. Es kann nicht bestritten werden, daß die Bevölkerung der österreichischen Länder, Tirol ausgenommen, im sechzehnten Jahrhundert zum größten Teil protestantisch gewesen war und durch die Gegenreformation zunächst nur äußerlich wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt wurde. Wohl geht die Behauptung zu weit, daß diese Leute eigentlich innerlich protestantisch geblieben seien, aber so viel ist doch richtig, daß namentlich die Deutschen nie ganz von dem allgemeinen Zug, der im weiteren deutschen Volke lebendig blieb, abgetrennt werden konnten, und daß in Deutschösterreich bei aller äußern Kirchlichkeit nie die Erinnerung an den ganz unerhörten

Gewissensdruck, dem einmal die Vorfahren von der katholischen Geistlichkeit ausgesetzt waren, gänzlich gewichen ist. Da nun außerdem für die allgemeine Volksbildung weniger geschah als anderswo, und die Metternichsche Regierungspolitik jedes freie Geistesleben als staatsgefährlich zu unterdrücken suchte, so fand bei der innerlich nicht besonders vertieften Religiosität die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und die literarische Bewegung der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vorzugsweise in der Gestalt frivoler Religionspöttelei Eingang in den Kaiserstaat. Die strenge Jesuitenerziehung hatte nicht verhindert, daß namentlich in Wien ein sinnliches Schlaraffenleben nicht allzu viel gebildeter Phäaken aufgekomen war, und den Pfaden Trattners und Blumauers folgten bis in die neueste Zeit eine große Anzahl böser Religionspöttelei. Metternich duldete außerdem nicht, daß große Männer in Österreich bei der Jugend und im Volke Begeisterung erweckten, Theologie und Philosophie schloßen nahezu ein, dagegen wurde auf Fachwissenschaften, die weder national noch kirchlich und politisch wirken konnten, großer Nachdruck gelegt. Er wollte auch in der Kirche keinen Geist, keinen großen Bischof, keinen bedeutenden Theologen, keinen begeisternden Redner, an denen Deutschland, Frankreich und England keinen Mangel hatten. Unter diesen Umständen verfiel die Geistlichkeit in Mittelmäßigkeit und gab sich stellenweise einer Sittenverwilderung hin, die das katholische Kirchentum in den Augen der Gebildeten vollends um alle Achtung brachte und den bösen Spöttern in den Zeitungen Recht zu geben schien. Die bessere Klasse aller Stände wandte sich grundsätzlich von der Kirche ab, und das hatte wieder zur Folge, daß Söhne von Bürgern und Beamten nur sehr selten in den Priesterstand eintraten, der mit Ausnahme einiger für die gut dotierten Pfründen und höhern Stellen ausersehenen Sprößlinge des hohen Adels nur aus Bauernsöhnen, in den Sudetenländern meist auch slawischen Ursprungs, bestand und nur notdürftig für den geistlichen Beruf vorbereitet wurde. Auch dadurch wurde die Kirche bei den Gebildeten um alle Achtung gebracht, alle bessern Kreise, bis in die höchsten hinauf, wandten sich grundsätzlich von ihr ab, anhänglich blieben nur die Bauern, denen allerdings der halbgebildete Geistliche als sehr respektabel vorkam, der die noch seltne Kunst des Lesens und Schreibens beherrschte, und denen die Religionspöttelei fremd blieb, da sie nur selten lesen konnten.

Es hatten aber auch viele Leute ein Interesse daran, daß die Geistlichkeit verachtet und die Kirchenspöttelei im Gange blieb. Noch gibt es ein oft gehörtes Schlagwort in Österreich, und die meisten Deutschösterreicher wiederholen es auch heute, weil es ihnen immer gelegentlich wieder aufgefrischt wird, es heißt: das Unglück Österreichs sei das Konkordat gewesen. Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß das Konkordat für das Reich ein Segen gewesen sei, aber das eigentliche Unglück war es nicht. Es mag höchstens bewirkt haben, daß die Bildung noch mehr zurückblieb, als ohnehin in das Metternichsche „System“ paßte. Wer aber die Geschichte der habsburgischen Monarchie im vorigen Jahrhundert genau verfolgt, dem kann gar nicht verborgen bleiben, daß das Unglück des Reichs von der liederlichen Finanzwirtschaft herrührte. Die Monarchie würde bei ihren unermesslichen Hilfsquellen

durchaus nicht nötig gehabt haben, unaufhörlich Geld zu borgen und unerhörte Bucherzinsen dafür zu bezahlen. Hand in Hand mit dieser Schuldenmacherei ging ein allgemeines Bestechungswesen, das einen größern Umfang angenommen hatte, als heute aus Rußland erzählt wird. Unstreitig wären alle die Betrügereien und Verpfändungen, der Verkauf von Regalien und Eisenbahnen sowie manche Börsenschwindeleien, bei denen allen weder der Staat noch das Volk jemals einen Vorteil hatten, nicht nötig gewesen, wenn man von Anfang an ehrlicher gewirtschaftet hätte. Aber man konnte niemals mehr aus den Schulden herauskommen, weil betrügerische Beamte, hohe Offiziere und sogar Minister die Lieferungen für den Staat immer wieder Leuten anvertrauten, von denen sie sich bestechen ließen, und die viel weniger und das wenige schlechter lieferten, als wofür sie bezahlt wurden. Natürlich wollte es unter solchen Zuständen im Staate nirgends klappen, namentlich versagte in allen großen Feldzügen die kostspielige Armee, obgleich Offiziere und Soldaten mit aller Tapferkeit kämpften und eigentlich auch nicht gerade schlechter geführt wurden, als es zum Beispiel bei den Heeren des dritten Napoleon üblich war. Hinterher war dann das Geschrei über Verräter, Feiglinge und Betrüger immer groß, wo aber der eigentliche Fehler steckte, das haben die großen Prozesse wegen der schlechten Armeeverwaltung nach dem unglücklichen Kriege von 1859 wenigstens zum Teil enthüllt. Der Selbstmord der zunächst Beteiligten zog einen Schleier über die wahren Vorgänge, und man wagte ihn nicht weiter zu lüften, weil gar zu viele dabei mitschuldig waren. Daß aber das Konkordat hierfür keineswegs verantwortlich war, und daß Geistliche an den Betrügereien und Bestechungen so gut wie gar nicht beteiligt sein konnten, mußte jedem Unbefangnen klar sein. Aber Unbefangne konnten gewisse Leute nicht brauchen, und darum entstand jedesmal, nachdem dem Staat ein neues schweres Mißgeschick widerfahren war, eine Heze gegen das Konkordat und die Verdummung des Volks durch die Geistlichkeit, die an allem schuld sein sollten. Die periodische Presse, die in Österreich am meisten auf das Volk einwirkt, war in den zweifelhaftesten Händen. Das Ministerium Schmerling hatte in einem Umlaufschreiben die Presse als eine Macht bezeichnet, die hauptsächlich an der Verwirklichung des von ihm aufgestellten Ideals höherer Bildung für Österreich mitzuwirken berufen sei. Es hätte nun auch etwas tun sollen, diese Presse zu verbessern, aber weder von ihm noch von seinen Nachfolgern geschah das geringste. Die politisch gänzlich unreife Masse wurde immer anderweitig beschäftigt, damit sie nicht über den eigentlichen wunden Punkt nachdenken sollte, und die Zeitungen lobten wieder, die sie gelobt hatten, und dienten denen, von denen sie Vorteile hatten oder erwarteten.

Die österreichischen Blätter wurden meist von jüdischen Schriftstellern redigiert, denen von Hause aus keine besondere Zuneigung zu der christlichen Religion und der katholischen Kirche eigen sein konnte. Sie paßten darum wohl sehr gut zu der allgemeinen kirchenfeindlichen Stimmung der gebildeten Kreise, konnten sich aber leider nicht versagen, ihren Spöttereien und Angriffen eine unberechtigte Schärfe und den Haß Andersgläubiger einzufügen. Namentlich empörten sich die kirchlich Gesinnten über die ganz und gar maß-

losen Verhöhnungen der christlichen Dogmen in den Ausgaben an den großen Feiertagen. Die Zahl der Juden ist in Österreich größer als in irgendeinem Staate von Westeuropa, und deshalb hat die alte Antipathie gegen das Judentum dort mehr Gelegenheit, sich zu äußern, als anderswo. Die Ursache dafür liegt keineswegs in einem besondern Grade von Roheit oder Intoleranz, wie die Philosemiten behaupten, sondern in der Hauptsache in der Stellung, die sich die Juden selbst gegeben haben. Sie leben über ein Jahrtausend in unserm Weltteil, mehr oder weniger dicht unter allen Volksstämmen, aber von einer Verschmelzung, von einem Aufgehn in die Gemeinschaft mit den Landesgenossen ist nirgends in einem auch nur erwähnenswerten Umfange die Rede gewesen, während sich andre Einwanderer oft schon nach kurzer Zeit in der Bevölkerung gänzlich auflösen pflegen. Es ist nicht richtig, daß man dies den Juden über die Maßen erschwert habe; es lassen sich aus allen Jahrhunderten Belege hebringen, daß man es ihnen im Gegenteil zuweilen recht leicht machen wollte, aber ihr fester Wille, hartnäckig ihrer Religion wie ihrem Stamme treu zu bleiben, ist immer unerschütterlich geblieben. Gewissen Nationen mag das als nachahmenswertes Beispiel dienen, aber die Juden dürfen sich nicht darüber wundern, wenn man darum überall ihr Wesen und Tun als das eines fremden Volks empfindet. Das vorige Jahrhundert hat ihnen im ganzen Westen die vollständige Gleichberechtigung gebracht, aber sie sind trotzdem Juden geblieben, die in gewissen Dingen vollkommen für sich abgeschlossen sind und für andre unzugänglich bleiben, also damit beweisen, daß sie unter uns als ein besondres Volk fortzuleben gedenken. Vom nationalen Standpunkt aus ist das in hohem Maße achtungswert, aber es ist mit dem notwendigen Übelstande verknüpft, daß sich die Leute das nicht immer gefallen lassen, sondern unter gewissen Anreizungen ab und zu gegen die Fremdlinge vorgehn, die immer welche geblieben sind, auch wenn sie des Landes Sprache sprechen und seiner Rechte — oder wie es früher war, gewisser Privilegien — teilhaftig sind. Dieser Anlaß zum Antisemitismus hat von je bestanden und wird auch weiter bestehn, solange sich die Juden in jedem Lande als ein für sich bestehendes Volk betrachten, das seine nächsten Genossen in seinen Stammesangehörigen im Auslande sieht, aber nicht in den Landesbewohnern. Der Antisemitismus hat sich je nach den Strömungen und dem Bildungsgrade der verschiednen Jahrhunderte als wirtschaftlicher, nationaler oder religiöser gezeigt, zuweilen haben auch mehrere dieser Beweggründe nebeneinander gewirkt, er hat sich zuweilen mit der grauenhaften Roheit seiner Zeit, mit der übrigens auch andre Gegner behandelt wurden, geltend gemacht, und er besteht auch heute noch. Darüber können sich nur Doktrinäre täuschen, die meinen, mit gleichmachenden Paragraphen ließe sich auch alles gleichmachen. Solange der Jude den andern fremd bleiben will, wird er auch weiter als Fremder gelten trotz allen Gesetzen und fortschreitender Humanität.

Das vergangne Jahrhundert ist nicht bloß das Jahrhundert der politischen Gleichberechtigung, sondern auch das des nationalen Erwachens gewesen. Beide politischen Erscheinungen decken sich nicht nur nicht, sondern schließen sich zum Teil vollständig aus; das Nationalgefühl ist an sich eine Auflehnung

gegen den Kosmopolitismus, der allein eine vollständige Gleichberechtigung ermöglichen würde, und zwar auch bloß unter Berücksichtigung einer gewissen Kulturhöhe, denn Zulassern und noch niedriger stehende Rassen wird auch der kosmopolitischste Humanitätsschwärmer nicht unter die Gleichberechtigung inbegriffen wissen wollen. Wer daheim im gesegneten Vaterlande sitzt und da wie in der nächsten Umgebung nur mit den gebildeten und meist deutschfreundlichen Elementen anderer, oft auch sehr entfernter Nationen zusammentrifft, dem mag heute noch der Gedanke des Kosmopolitismus möglich erscheinen; wer persönlich weiter herumgekommen ist und sich nicht bloß vergnügungshalber unter andern Völkern aufgehalten hat, der hat praktisch erfahren, was Volkstum ist. Der Deutsche erkennt den Deutschen nicht bloß an der Sprache, sondern an seines Volkes Art, auch wenn das Erkennen nicht immer unter den freundlichsten Umständen geschieht, der von daheim mitgebrachte kosmopolitische Anflug fällt ab. Man lernt die Angehörigen anderer Völker achten, man schließt vielleicht mit einzelnen von ihnen unter Umständen dauernde Freundschaft, aber man erkennt doch immer mehr, daß man nur zu seinem Volke gehört. Das ist auch, was die Juden unter oft widerrwärtigen Verhältnissen erhalten, unter günstigen einflußreich gemacht hat. Davon können noch alle andern Völker bei ihnen lernen. Aber die notwendigen Nachteile ihrer Sonderstellung müssen sie auch ertragen. Wer nicht bestrebt ist, in dem Volke, unter dem er lebt, rückhaltlos aufzugehn, der wird schließlich doch ein Fremder bleiben, und daran vermögen Gleichberechtigung und Gleichmäßigkeit der Gesetzgebung des Staats nichts zu ändern. Das zeigt sich sogar in Österreich, wo sich annehmen ließe, daß bei der Vielheit und geringen Stärke der einzelnen Volksstämme das zahlreiche Judentum anders gestellt sein könnte als in geschlossenen Nationalstaaten. Das ist aber keineswegs der Fall; wenn auch die Juden am Parteitreiben fast aller Nationen teilnehmen, gehören sie doch zu keiner, und in jeder finden sich mehr oder weniger zahlreiche Antisemiten. Wo die Juden in größeren Massen beisammen wohnen und arm sind, fallen sie schon durch ihre nicht sehr anmutige Erscheinung auf, die Reichen unter ihnen erwecken durch ihre zuweilen in rücksichtsloser Weise erreichten geschäftlichen Erfolge Neid und Haß. Es wird vielfach behauptet, der Einfluß der Juden — selbstverständlich nur der reichen — sei in Österreich unter dem Finanzminister Bruck entstanden. Das ist jedoch nicht richtig, denn der Beginn davon läßt sich bis zum Minister Thugut zurückverfolgen, unter dem das Verschuldungswesen des Staats seinen Anfang nahm. Finanzminister Bruck verschaffte allerdings den jüdischen Geldgrößen einen Einfluß und ein Ansehen, woran sie selbst nie gedacht hätten. Von dieser Zeit schreibt sich die eigentliche Herrschaft der Geld- und Börsenmatadore; der Kreditaktienwindel, die Promessenwirtschaft, die Bruck in Österreich eingeführt hat, haben Tausende zu Betrügnern, Bettlern, Schurken und Selbstmördern gemacht. Diese Wirtschaft hing mit der tiefen Korruption, die bis in die einflußreichsten Kreise sowohl der Aristokratie wie der höhern Beamtenwelt hinanreichte, innig zusammen, und eine ideenverwandte Presse führte systematisch den Mittelstand irre. Sie gänzelte ihn mit den Hoffnungen auf

die baldige Herrschaft des Liberalismus, der über alle Schäden des staatlichen und des öffentlichen Lebens hinweghelfen werde, wie er schon andre Staaten glücklich gemacht habe, und der doch zum Durchbruch kommen müsse. Dann könne jeder wählen und gewählt werden, auch zum Minister könne man es bringen, gewaltige Reden halten und das Volk glücklich machen.

Als dann unter Schmerling der Liberalismus tatsächlich ans Staatsruder trat, wenn auch wegen des passiven Widerstands der Magyaren der parlamentarische Apparat nicht in Gang kommen wollte, beherrschte die Rührigkeit der Juden bald in der Presse und im politischen Leben die gesamte öffentliche Meinung, die Börse regierte, und die Regierung verwaltete nur noch. Sie hatten sich mit überraschendem Scharfblick die Handhaben der neuen Zeit nutzbar gemacht, in ihren Händen war das Geld und das Wort, während namentlich die Deutschen mit ihren unklaren Idealen in den Strom hineingerissen wurden, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie auf ihm zu schiffen sei, und wie man ihn zu lenken habe. Dadurch geriet der Staat in ein durchaus kapitalistisches und antiklerikales Fahrwasser, die Freiheit, für die Land- und Reichstage wählen und Reden halten zu dürfen, blieb gänzlich unfruchtbar, da kein Mensch daran dachte, den Staatshaushalt zu ordnen. Die zur Unterstützung der Gewerbe errichtete Nationalbank wurde nur zu Börsenzwecken benutzt und mußte dem Staate Anleihen machen. Zugleich fuhr die Tagespresse fort, die Kirche und die christlichen Gebräuche zu verspotten. Dadurch wurden sehr einflußreiche Kreise und ganze Landesteile zu unverföhnlichen Gegnern der neuen Staatsrichtung gemacht, namentlich ein großer Teil des Adels und das glaubenseifrige Tirol, aber auch die Magyaren und die Slaven ließen sich die freie Wendung nur insoweit gefallen, als sie ihnen Gelegenheit bot, ihre nationalen Wünsche und Forderungen auszusprechen. Von Wien aus drang in die Provinzen nicht der stolze und echt germanische Geist strenger Rechtlichkeit, hoher Ritterlichkeit und inniger Religiosität, der einst den Deutschen in der Ostmark die slawischen und die romanischen Nachbarn unterworfen hatte; was jetzt von der deutschen Hauptstadt kam, war undeutsch und unchristlich durch und durch, der reinste Spekulationsgeist und die frivole Vergnügungssucht, wohl geeignet, alle beweglichen Elemente zu amüsieren und hinzuhalten, aber nicht imstande, die große Schöpfung der Freiheit und des Völkerglücks, von der die Blätter und die politischen Redner täglich bramarbasierten, die Leute von Tatkraft und Entschlossenheit zusammenzufassen. So zerfloß bald alles zu einer großen widerstandslosen und für neue Bildungen unfähigen Masse, der nirgends der kategorische Imperativ feste Rippen verlieh, das Pflichtgefühl in allen Kreisen sank immer mehr. Das wurde auch nicht anders, als die Schmerlingsche Herrlichkeit längst vorbei war, und die kurzen Rückschläge unter den Ministerien Belcredi und Hohenwart zum Nachdenken und zur Einkehr mahnten. Kaum saß wieder ein deutschliberales Ministerium im Sattel, so wurde das alte Treiben fortgesetzt. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß das bürgerliche Judentum es verstanden hatte, sich namentlich in Wien während der Herrschaft des Deutschliberalismus einen ungewöhnlichen, wenn nicht ungebührlich starken Einfluß zu verschaffen, daß

es alle Machtmittel der Gesellschaft, die Presse so gut wie die Banken, die Theater wie die politische Tribüne, die Lehrkanzeln wie die studierten Berufe für sich in Anspruch nahm und von allen diesen Stellen aus auf die öffentliche Meinung einwirkte. Man muß eben in den siebziger Jahren in Wien gelebt haben, wenn man begreifen will, in welchem Umfang das vor sich gegangen war. Auch das ist ein Gegenstand, über den zu schweigen viele Leute ein Interesse gehabt haben.

Jedoch nur aus der genauen Kenntnis der damaligen Verhältnisse kann der heutige Kampf um Wien verstanden werden, und man kann nur beklagen, daß die meisten Leute, die ihn heute führen oder sich dafür interessieren, nicht mehr aus eignen Erlebnissen oder unparteiischen Überlieferungen darüber unterrichtet sind. Es hat natürlich im Lager der Deutschösterreicher zu allen Zeiten Leute gegeben, die klar erkannten, daß die einseitige kapitalistische Richtung, in die der Deutschliberalismus gebracht worden war, für das Deutschtum selbst nachteilig sei. Aber sie kamen nicht zur Geltung, die Presse schwieg sie tot. Nach dem heißen Aufflammen des deutschen Nationalgefühls infolge der großen deutschen Waffenerfolge gegen Frankreich wurde ein größerer Versuch unternommen, eine wirklich deutsche Zeitung in Wien zu gründen. Kurz nach Friedländers Tode, der während des Krieges in der Neuen freien Presse unbedingt für Deutschland Partei ergriffen hatte — die andern Wiener Blätter trugen mit Ausnahme des im ungarischen Sinne schreibenden „Wanderer“ tiefe Mißgunst gegen Deutschland oder offene Freundschaft für Frankreich zur Schau —, trat unter Führung des deutschböhmischen Abgeordneten Pickert eine Gesellschaft deutscher Männer zusammen, die die Deutsche Zeitung ins Leben rief. Als deutschnationales Blatt bestand sie nicht viel länger als ein Jahr, man ließ sie nicht aufkommen, und als das Gründungskapital aufgezehrt war, konnte nach dem Krach von 1873 kein neues mehr zusammengebracht werden. Die Zeitung ging in andre Hände über und hat seitdem die verschiedensten Standpunkte vertreten. Der Versuch, ein größeres rein-deutsches Blatt zu schaffen, ist nicht wiederholt worden, und die Nachteile davon haben sich später gezeigt. Die Vertretung des deutschen Liberalismus blieb ausschließlich Zeitungen überlassen, deren notorischer Zusammenhang mit der Börse feststand. Diese sorgten durch die ausgesprochne Verachtung, mit der sie die katholische Kirche und gelegentlich alles Christliche behandelten, dafür, daß deutsch im Laufe der Jahre noch mehr mit unkirchlich und kirchenfeindlich gleichbedeutend wurde. Die Gegenwirkung konnte nicht ausbleiben, das Mißtrauen aller auch nur noch einigermaßen kirchengläubigen Katholiken gegen die „Judenliberalen“ nahm zu. Die Geistlichen der deutschen Gemeinden hielten darum, wenn sie auch nicht selber Slawen waren, zu den Slawen, und der kirchlich gesinnte Teil der deutschen Bevölkerung war in Unruhe geraten, weil die Aufhebung des Konkordats im Jahre 1874 und die Maigesetze des Kultusministers von Stremayr, zu denen die Unfehlbarkeitserklärung den Anstoß gegeben hatte, darauf hindeuten schienen, daß auch in Österreich ein Kulturkampf wie in Preußen eingeleitet werden würde. Der Ton der maßgebenden deutschliberalen Blätter ließ so etwas vermuten. Der Widerstand

gegen die liberale Richtung hatte seinen eigentlichen Schwerpunkt in Tirol, und daher kam es auch, daß die ausschlaggebende Tiroler Gruppe, die auf dem alttirolischen Standpunkte stand, an den alten Landesprivilegien festhielt und zunächst für den tiroler Landtag einen größern Einfluß verlangte, als ihm durch die Verfassung von 1867 eingeräumt worden war. Dieser tirolische Standpunkt wurde später unter dem Ministerium Taaffe die besondere Ursache, warum sich die Klerikalen, so wenig sie sonst mit den föderalistischen Bestrebungen der Tschechen einverstanden waren, den Slawen näherten und mit ihnen den „eiserne Ring der Rechten“ bildeten, an dessen Widerstand alle Bestrebungen der Deutschliberalen, wieder zur Herrschaft zu gelangen, scheiterten. Ursprünglich waren die österreichischen Deutschklerikalen ebenso eifrige Zentralkisten wie die Deutschliberalen, ihr bedeutendster Kopf, der Wiener Kardinal Rauscher, gehörte zu den glänzendsten Verteidigern der Einheit des Kaiserstaats. Unter der Geistlichkeit hatte er zwar sehr zahlreiche Gefinnungsgeoffen, aber keine befähigten Mitstreiter. Die Nachlässigkeit, mit der von Metternich an die Ausbildung des Klerus betrieben worden war, rächte sich, denn die wenigen geistlichen Stimmen, die sich erhoben, waren den gewandten Federn der Wiener Blätter nicht gewachsen; sie wurden einfach überschrien und lächerlich gemacht.

Daran änderte sich bis gegen Ende der siebziger Jahre wenig, und es schien, als würde die Herrschaft der Deutschliberalen von ewiger Dauer sein, obgleich der deutschen Wählerchaft weder der wirtschaftliche noch der kirchliche Verlauf der Dinge volle Befriedigung gewährte und auch die Vernachlässigung des nationalen Gedankens Bedenken erregte. Schon hatten sich einzelne Klubs der Abgeordneten von der Gesamtheit der „Verfassungspartei“ abgetrennt, doch kamen sie zu keinem Einfluß, weil sie für ihren Standpunkt keine Unterstützung in der Presse fanden. Der eigentliche Zerfall bahnte sich erst während der Balkanwirren an, als die Wiener und die Budapester liberale Presse mit wahren Fanatismus für die greuliche türkische Wirtschaft eintrat und die Monarchie nötigen wollte, den Russen in den Arm zu fallen. Nun lebten aber doch gute Deutschösterreicher genug, die wußten, daß die historische Politik der habsburgischen Monarchie der Türkei gegenüber in ruhmreichen Tagen eine ganz entgegengesetzte Richtung eingehalten hatte, und die wieder aufzunehmen um so mehr geraten schienen, als nach dem Wiedererstehn des deutschen Kaisertums und der Errichtung des Königreichs Italien eine große Politik nach Westen hin so gut wie ausgeschlossen war. In den leitenden Kreisen war man begreiflicherweise derselben Meinung, aber die übermächtig gewordne Presse übertönte alles und riß die Deutschliberalen zu einer Oppositionspolitik mit sich fort, die ihnen verderblich werden mußte. Als schließlich Österreich vom Berliner Kongreß das Mandat zur Okkupation Bosniens erhalten hatte, wogegen die Deutschliberalen den heftigsten Widerstand leisteten, brach der überspannte Bogen, um so mehr da Tisza klug genug war, seinen Magyaren in ihrer ebenso übereifrigen Türkenchwärmerei Halt zu gebieten. Die Deutschliberalen standen gänzlich vereinzelt da, obgleich sie sich noch immer für die Herren der Situation hielten, und ihre Presse einen wütenden

Kampf wider Junker und Pfaffen und gegen die Armee begann, während gerade ein großer Teil der besten Österreicher, darunter zahlreiche Deutsche, zum erstenmal wieder Freude über Erfolge österreichischer Waffen empfand. In hellen Haufen verließen die deutschen Abgeordneten ihren Führer Herbst, der sich gänzlich einig mit der Presse fühlte und nur noch das Ministerium Auersperg stürzen wollte, worin er den Pfeiler der Politik der Staatsleitung sah, und zu dessen „parlamentarischem“ Sturz er schon mit den Italienern und später mit den Jungtschechen Verbindungen angeknüpft hatte. Das wurde zwar in der Presse rasch wieder vertuscht, aber Herbst sah sich genötigt, um nicht allein zu bleiben, sich selbst in den „Neuen Fortschrittsklub“ aufnehmen zu lassen, der eigentlich entstanden war, um sich seiner Leitung zu entziehen. Das geschah gerade zu der Zeit, wo die siegreichen Truppen aus Bosnien zurückkehrten. Noch einmal suchte Herbst seine Leute zusammenzuraffen, und es gelang ihm auch zum Teil, da der ganze Heerbann der Presse sein Lob predigte. Die deutsche Bevölkerung hatte freilich die unzweifelhafte Empfindung, daß sich die einstige große Verfassungspartei in ein politisches Chaos aufgelöst habe, da ihr aber jegliche Leitung durch die Presse fehlte, und ihr keine Führer erstanden, übertrug sich die Verwirrung auch auf die Masse der Deutschösterreicher und wurde noch größer, als das deutsche Ministerium Auersperg, alles parlamentarischen Halts beraubt, seine Entlassung nehmen mußte. Aus jenen Tagen stammt die heutige deutsche Parteiverwirrung, die noch kein Ende gefunden hat und keins finden kann, weil gerade die Presse, die die hauptsächlichliche Schuld trug, alle Ursache hatte, sich nicht dazu zu bekennen, und darum die größten Anstrengungen machte, die deutschen Leser über die wirkliche Lage zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit auf andre Dinge zu lenken. Die Nachfolger der alten deutschliberalen Partei sehen noch heute keinen Vorteil darin, dem deutschen Volke eine genaue Kenntnis der innern Politik Österreichs zu verschaffen, und auch die gelehrte Geschichtsschreibung hat sich aus allerlei Bedenken geschont, in ihren Darstellungen über die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1859 und 1866 hinauszugehn.

(Schluß folgt)



## Schriften und Gedanken zur Flottenfrage

Besprochen von Georg Wislicenus



Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich die Ansichten des gebildeten Deutschen über die Flottenfrage fortwährend geklärt; dank der Tatkraft unsers Kaisers hat diese Klärung gute Früchte getragen: die deutsche Flotte hat seitdem sowohl an Stärke wie an Kriegsfertigkeit gute Fortschritte gemacht. Aber weil es sich dabei zunächst darum handelte, nicht nur die Versäumnisse früherer Jahrzehnte, sondern geradezu die seepolitischen Fehler von Jahrhunderten gut zu machen,